

7. Stadtgang in Hamburg am 5. April 2016

Absichtsloses Flanieren mit kleinsten Entdeckungen, surrealen Wahrnehmungen und Einkehren bei Christoph Riemer und seiner „Spirituellen Garküche“

Text: Wolfgang Teichert, Fotos: Ingeborg Kleen, Doris Schick



Foto: Doris Schick

Elisabeth und Elisabeth, eine Beziehung? Zufällige Namensgleichheit? Wir lassen solche sich ergebenden Begegnungen nicht unbezogen. Zwar Stadtgang sozusagen aus dem Nichts heraus, aber aus einem Raum des „Zwischen“, wo scheinbar gar nichts ist, da geschieht etwas: „Ich bin hier geboren“ ruft jemand von uns. Als ob der Tag der Geburt jetzt vor diesem Haus wieder erscheint. Das ist vor sechzig Jahren gewesen. Und wir hören die dramatische Geschichte ihrer Mutter, die hier niedergekommen ist. So entsteht zwischen dem Haus und uns, in diesem Zwischen, eine Gemeinsamkeit. Beseelung des Ortes kann man das nennen, eine Möglichkeit unserer Stadtgänge, freilich absichtslos. Einfälle - Jungianer würden sagen „Amplifikationen“ (Anreicherungen) kommen hinzu. Elisabethserenade, fünfzigster Jahre: „Hör mein Lied Elisabeth.., hört das Lied aus ferner Zeit...und von jedem Baum, es ist wie ein Traum, auch der Wind singt leise das Menuett/für Elisabeth“

Flanieren zwischen Kleinem Schäferkamp und der Weidenallee in Hamburg. Hier, wo eben nicht drin ist, was draußen drauf steht. „Witwenball“ zum Beispiel, das war früher eine Kneipenmöglichkeit, wo Frauen tanzen gehen konnten. Die Schrift an der Wand ist geblieben, aber statt tanzender Witwen feine Weine. Und dann gibt es zwei Juweliere, lesen wir in der Weidenallee. Wir lassen das stehen,“ sagt der Cafehausbesitzer, damit die Vergangenheit gegenwärtig bleibt.“



Foto: Ingeborg Kleen

Hinter der Aufschrift „Rabbicorn“ , ein schwarzer, der klassizistischen Fassade aufgedrängter und vorgebauter Würfel, verbirgt sich das alte Stuckwohnzimmer einer Hamburger Bürgerwohnung: "Kommen Sie gern herein", so der Inhaber, „was von außen so furchtbar aussieht, geht nach innen ins alte Gebäude. Den goldenen Stuck der Decke können Sie bei uns noch sehen". Hier in diesem Ambiente, sozusagen auf der Grenze von Gestern zu Übermorgen, hätten sie ihre besten Ideen, so der Filmemacher.

Das Vergoldermaterial übrigens haben die damaligen wohlhabenden Besitzer sicher bei Gustav Jerwitz erstanden, ein Name, der allen Künstlern in Hamburg bekannt ist. Hier finden Sie alles, vom Eichhörnchenpinsel bis zu festen kostbaren Papierpappen, übrigens seit 1910. *Wir lesen: Artikel-Nr.: B2-1, Porzellanmalpinsel - mittel - Haarlänge 7mm. Dieser Pinsel aus echtem Fehhaar (Eichhörnchen Haar) "das Beste für die Porzellanmalerei".*

Die Pinsel der Serie B-2 sind etwas länger als die der Serie B-1. So lassen sich schöne feine Linien zeichnen und es macht das Malen von Haaren und Fell sehr einfach. Auch lange Blätter lassen sich mit nur einem Pinselstrich in natürlicher Form perfekt anlegen, da durch die Länge und Flexibilität der Haare, der Pinsel super der gewünschten Form folgt. Die Pinselhaare sind sehr weich, haben eine gute Farbaufnahme und sind somit auch für feine Aquarellmalereien ideal.

Und direkt daneben, von der Straße nicht zu sehen und zu hören, vornehmstes Wohnen, wie im Grünen.



Kleiner Schäferkamp: Hinterhofwohnungen, licht und leicht. Foto: Ingeborg Kleen

Streifen durch die Hinterhöfe, einst Stätten von Kleinhandwerk und sogar Ort einer Meierei. Heute leben hier Künstler, Käuze und Kreative. So wie Christoph Riemer. Er wohnt in einer ehemaligen alten Meierei, zu erreichen durch ein Tor von der Weidenallee aus. Zuerst fällt der Blick auf eine Autowerkstatt. Aber man kennt sich hier. Der Chef weist links auf eine kleine Eisentür, dahinter Treppen, ein weiter Raum öffnet sich: Hier wirkt Christoph Riemer, der Kunst versteht als freies Spiel mit den eigenen Möglichkeiten.



Christoph Riemer(links) schenkt zur Begrüßung voll ein. Foto: Doris Schick

“PLAYING ARTS“, lesen wir später auf Riemers Internetseite, „ist eine vollkommen neue Perspektive auf kreative Prozesse, die Summe aus mehr als fünfzehn Jahren Erfahrung in Workshops und künstlerischen Aktionen, mittlerweile eine Bewegung experimentierfreudiger und schöpferischer Menschen, ein eigener Kosmos kreativer Techniken und innovativer Vermittlungsformen“. Playing Arts eröffnet einfach und unmittelbar Zugang zum eigenen schöpferischen Potenzial. Es besteht aus Inszenierungen oder Settings der Anregung, Ermunterung und Umsetzung eigensinniger ästhetischer Gestaltungen im Alltag. Es werden Impulse aus Kunst und Kultur als soziale und räumliche Inszenierungen angeboten. Sie regen an zu eigenem gestaltendem Spiel. Man bestimmt selbst, was man tun und gestalten will. Man ist an keine Kunstgattung und keinen ästhetischen Geschmacksanspruch gebunden. Mit heiterem Ernst, mit Leichtigkeit entfaltet sich so das Eigene – man kann gestalten was man möchte und wie man es möchte.“

Und in diesem Rahmen schmecken wir seine „Spirituelle Garküche“, wie er es nennt. Umgeben von Bildern, beweglichen und gemalten, von Texten, Büchern und von schmackhaften Gerüchen. Olfaktorische Kunst sozusagen. Oder besser „schmeckende Beteiligung der Besucher, die Anwendung der fünf Sinne“. Dabei wird unser Flanieren sozusagen auf die Zunge gelenkt. Vom Pizzafladen, über Erdbeeren, die mit einem raffinierten Salz bestreut werden. Der Künstler bringt aus seiner fernöstlich asiatischen Anschauungswelt den Begriff der „Garküche“ ins Spiel.



Die Zutaten. Foto: Doris Schick

Das ist leicht befremdlich, besonders hier in der ehemaligen Meierei. Aber er geht gleich weiter, sozusagen von der Küche zur Kirche, wenn er das Befremdliche und Provozierende bei seiner Benutzung des Begriffs „Garküche“ durch Hinzufügung des Eigenschaftswortes „spirituell“ noch steigert. Ja, spirituell ist ein Modewort, aber für den Moment geht es hier im Hinterhof um elementares Erleben und Schmecken. Wir flanieren und surfen durch die Geschmäcker wie durch die beiden Straßen.

Und fast genauso geht man mit seinen Erinnerungen um, meint Walter Benjamin, der große Flaneur, der die Passagen, Durchgänge und Hinterhöfe so geliebt hat. Mit Flanieren beim Schmecken wie beim Gehen könne man sich annähern an das, was sich von selbst zeigen will. So hat sich zu Beginn Elisabeth der Elisabeth gezeigt. In diesem Haus wurden Menschen einst ins Leben geholt.

Jetzt ist es ein Altersheim. Aus einem der Fenster winkt wie mechanisch eine alte weißhaarige Frau. Hier wird nicht mehr geboren. Und gleich in der Nebenstraße, aber als Werbung für ein Bestattungsinstitut gedacht: „Trauer kennt keine Grenzen.“



Wo- bitte – geht es weiter?
Foto: Ingeborg Kleen

Rückmeldung einer „Erstflaneurin: „Abgesehen von den Jugendstilhäusern, den seltsamen Vorbauten, in die ich dann so distanzlos eindrang, den kleinen Kneipen, dem traditionellen Geschäft für Künstlerbedarf (die vielen Eichhörnchen aus Sibirien, deren buschige Schwänze zu Pinseln verarbeitet werden), den speziellen Geschäften (die hübschen Lampen), den witzigen Namen mancher Einrichtungen, den Zwischengängen mit reinen Wohnhäusern (ganz unvermutet für mich in dieser Gegend) und Grünanlagen, dem überraschend Individuellen im äußeren Ambiente und in den Kontakten zu Fremden, gipfelnd in unserer vergeistigten Verköstigung, ist der Gedanke bei mir hängen geblieben, warum bloß Leute shoppen gehen und warum wir so selten, wenn wir in der Stadt unterwegs sind, in die Höhe schauen. Das tut man in den Ferien, im Urlaub, warum nicht viel mehr auch dort, wo man sich zu Hause wähnt. Unser Spaziergang hat mir Urlaub " eingefühlt ".

Und auch wenn ich es nicht irgendwie so richtig durch Demonstrationen, Internetblocks etc. in die Wege leiten werde (fehlt die Energie oder doch der Glaube, dass ich die Welt verbessern kann?), so müsste man doch alle oder viele dahin bringen, dass sie sich mit ihren Freundinnen nicht zum shoppen, sondern zum Erkunden einer Straße, eines Viertels, einem kleinen Kontakt zu dort Wohnenden oder Arbeitenden verabreden. Wie man die Männer von anderen, eher blöden Tätigkeiten dazu bringt, weiß ich noch nicht, immerhin sind sie ja nicht so shoppingsüchtig.

Nur dann: Wir wären nicht mehr unter uns, wir wären eine Massenmode. Wäre das schlimm?“

Nö, wäre es nicht.

Wolfgang Teichert, Mai 2016